

# Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 46 Gießen, Sonntag, 24. nach Trinitatis, den 18. November 1917 6 Jahrg.

## Eine Bergfahrt.

Psalm 121, 1 u. 2. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Ein lachendes Land unten in der Ebene, in der ich auf den Zug warte, der mich in das westdeutsche Gebirge bringen soll. Langsam und ruhig, in seiner Ufer Mitte rinnt der Fluß dahin, klar ist sein Spiegel, Weidenbäume stehen rechts und links, und der Guten schnatterndes Volk bewegt sich im Wasser hin und her. Wohlgebaute Dörfer, stattliche Hofreiten rings umher, alle überragt von Kirchtürmen mit schiefergedecktem Helm. Am Spalier hängen reife Trauben, rotbackige Äpfel grüßen von den Bäumen, ein Duft von Reife und Fruchtbarkeit streicht von den gegneten Feldern herüber. Ich weiß, daß viele Menschen diese Landschaft reizlos finden. Sie ist eben und flach, und der Durchschnittsdeutsche der Gegenwart sieht ebenes Gelände, namentlich wenn es Ackerland ist, nicht als schön an. Er preist die Berge, die sich dicht zusammendrängen, auch wenn ihre Hänge noch so kahl sind. Er ist entzückt über das tiefe, nur mit Moos und Farnkraut überdeckte Tal, im besten Falle preist er noch die Heide, die im Sommer so wundervoll blüht. Unsere Vorfahren hatten eine ganz andere Naturanschauung. Die Gebirge waren ihnen unwirkliche Gegenden, aber die Ebene, die sich meilenweit ausdehnt, fanden sie schön. Luther nennt auf seiner Romreise die oberitalienische Tiefebene ein „gut, lustig“ d. h. fruchtbares, schönes Land. Vielleicht ändert dieser Krieg unsere Naturanschauung, daß wir die Ebene mit Kartoffeläckern und Obstbäumen wieder mit anderen Augen ansehen. Ist sie auch aller Romantik bar, fehlt ihr auch das Schrofne, Wilde, wie Künstler und Kunstkenner sagen, das Pittoreske, so beruht ihr Reiz in ihrer Fruchtbarkeit. Von den schroffen Höhen können wir kein Brot nehmen.

Langsam in weitem Bogen fährt der Zug heran, grauen Qualm stößt die Lokomotive aus. Allmählich geht es aufwärts. Weinberge und Ackerland gleiten an meinen Blicken vorüber, dann kommt der grüne Wald. Wiesen in satter, grüner Farbe liegen dazwischen, rechts ragt eine Höhe auf, und eine alte Burg wird sichtbar. Das Fauchen der Lokomotive verstärkt sich, die Fahrt ver-

langsam sich, man merkt, daß die Dampfkraft ihre Arbeit hat, die Wagenreihe bergaufwärts zu bringen. So geht es drei Stunden lang, dem höchsten Punkte des Gebirges zu. Wald wechselt mit Ackerland, aber der Wald überwiegt, über Viadukte donnert der Zug, und der Blick fällt in tief eingeschnittene Schluchten, hernteder auf dunkle Tannen. Auch da, wo Ackerland zwischen den Wäldern liegt, ist die Landschaft doch anders als im Tale. Es fehlt die Mannigfaltigkeit der Farben, Baumgruppen sind nicht mehr zu sehen, nur ganz vereinzelt stehen die Bäume auf dem Felde, und man sieht es an der Bewegung der Zweige, daß der Wind weht. Auch die Dörfer haben ein anderes Aussehen. In der Ebene herrscht die geschlossene Bauart vor, jedes Dorf ist wie eine Festung, auf der Höhe sind die Häuser einzeln hingestellt, wie Kinderspielzeug nehmen sie sich vom Eisenbahnabteil aus.

Ich meine aber, daß auch die Menschen anders werden, je mehr der Zug bergaufwärts klimmt. Die Trachten werden altmodischer, die Mienen strenger, die Mitreisenden wortkarger, schweigsamer. Unverständlicher wird die Mundart, sie ist rau wie der Bergwind. Nur die Viehhändler, die im Zuge sind, sind redselig, sie kennen alle Mitreisenden, reden die meisten darunter mit dem Vornamen an, erkundigen sich nach Handelsgelegenheit. Männer mit langen Patriarchenbärten, Frauen mit Kiepen steigen ein.

Der Zug hält, und ich gehe der höchsten Erhebung des Gebirges zu. Es geht über Schneisen, angefüllt mit Nässe und Feuchtigkeit. Schurgerade stehen die Tannen und hindern vorläufig jede Fernsicht. Am Waldsaume stehen Rehe, lugen nach mir herüber und verschwinden, wie ich näher komme. Mitunter geht mein Weg über abgeholzte Flächen, wo glatt abgeägte Baumstrünke zum Niedersitzen einladen, mitunter geht es über Steingerölle, aber immer ist es ein scharfes Steigen.

Endlich flattert aus Baumwipfeln eine Fahne hervor, und wie der Weg eine Biegung macht, liegt der Aussichtsturm, auf dem die Flagge weht, vor meinen Blicken. Rasch steige ich die Stufen im Innern hinan, und nun bin ich auf der Plattform. Der Ausblick ist zunächst ganz überwältigend. Der Gipfel, den ich erstiegen habe, liegt 816 Meter hoch. Rundum ein Panorama, wie es großartiger nicht gedacht werden kann. Ein Höhenzug hinter dem andern, bis dahin, wo in blauer

Ferne das Gebirge verdämmert, terrassenförmig sind die Berge aufgeschichtet, der Zug der Täler ist deutlich zu erkennen. Auf unzählige Tannennipfel schaue ich herab, ein grünes, auf und nieder wogendes Meer; denn der Bergwind ist erwacht und weht so heftig, daß ich den Mantelkragen in die Höhe schlage. Wo der Blick in weite Entfernung geht, da ist das Meer ganz dunkel, es sind Inseln darin, hell von der Sonne bestrahlt, das sind die dazwischen liegenden Feldmarken, in denen Dörfer liegen, so zahlreich, daß ich sie ziffernmäßig nicht festhalten kann. Damit auch der Ernst der Zeit in die Welt der Berge hineinrage, hört man von Südwesten her ein dumpfes Grollen und Rollen. Wie fernes Gewitter, wie eine Erschütterung tief unten im Erdreich hört es sich an. Manchmal hört es auf, dann schwillt es wieder an; es ist der Donnerton von der Westfront.

Auf hochragendem Bergesgipfel, im Anschauen der Wunderwerke der Schöpfung muß man an den denken, der die Berge und die Erde und die Welt gemacht hat. Niemals habe ich das Psalmwort: „Die Höhen der Berge sind auch sein“ so gut verstanden, wie auf jenem Aussichtsturm am sonnenhellsten Septembertage. Auf den Bergen versteht man auch, daß die Völker in der alten Zeit den lebendigen Gott vorzugsweise auf den Höhen gesucht haben. Die Germanen suchten Odin auf den Bergesgipfeln des Odenwaldes und Thor oder Donar auf dem breiten Höhenrücken des Donnersberges. Die Samariter beteten auf dem Berge Garizim, die Juden suchten Gott auf Zion und sangen, wenn sie, im Pilgerzuge einerschreitend, die Zinnen des Tempels erglänzen sahen: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt, meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Den Christen hat ihr Herr und Meister gesagt: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anrufen. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Das Trachten nach dem, das droben ist, das Aufheben der Augen zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt — das Ewige steht hier hochragend hinter bildlicher Redeweise — wird bis in alle Zeit Lebensäußerung wahren Christenlebens sein. H. B.

## + Ein Lutherfest in Gießen vor 34 Jahren.

Eine große Lutherfeier fand in Gießen am 10. November 1883, einem Samstag, am 400. Geburtstag des Reformators statt. Damals in friedlicher, glücklicher Zeit konnte man leichter eine Feier im großen Stile abhalten, als das uns bei dem 400. Reformationsjubiläum möglich war. Von dieser Feier sei heute nur erwähnt, daß man auf dem Ludwigsplaz eine Lutherlinde pflanzte.

Es wurde dabei ein Festzug veranstaltet, der sich auf Oswaldsgarten aufstellte und sich dann nach dem Ludwigsplaz bewegte. Sängler, Turner, Krieger, Schützen und die Mitglieder der Feuerwehr bildeten den Festzug, in dem auch viele Gemeindeglieder einhergingen. Die Feier war rein religiös geartet. Bevor sich der Festzug auf Oswaldsgarten in Bewegung setzte, sang die Versammlung das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“. Auf dem Ludwigsplaz wurde zuerst das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ angestimmt, dann hielt Pfarrer Dr. Naumann die Festrede. Er erinnerte daran, daß die Väter im Jahre 1817 auf dem Trieb eine Lutherlinde gepflanzt hätten, und pries die Linde als deutschen Baum, der mit der altgermanischen Götter- und Menschenfrage, mit der deutschen Kriegs- und Friedensgeschichte auf das innigste verwachsen sei. Die Linde sei „der Baum, der, in gute Erde gesetzt, unter des Himmels Sonnenschein und Regen für sich allein gedeiht und heute noch in so mancher Stadt und manchem Dorf hochragend über Straße und Haus die Menschen in seinem Schatten zu Lust und Klage, zu ernstem und heiterem Rat versammelt.“ Dann verglich der Redner das Wachsen einer Linde mit dem Werden und Wachsen Martin Luthers und schloß mit den eindrucksvollen Worten: „Vor einigen Tagen wurde ich gefragt: „Bilden Sie sich denn ein, daß die Lutherlinde hier in Gießen unverletzt stehen bleibt?“ Ich antwortete und rufe es auch heute an dieser Stätte aus: Ja, das bilde ich mir ein; das glaube und hoffe ich fest! Denn es wäre eine Beleidigung gegen die katholische Gemeinde unserer Stadt, zu denken, daß auch nur ein Glied derselben fähig wäre, die Hand frevelnd an diese Lutherlinde zu legen. Und es wäre eine Schande für uns Protestanten, wenn auch nur einer unter uns sich fände, der mit rohem Sinn wider diese Lutherlinde die Hand erhebt. Unsere Lutherlinde steht hier unter Gottes freiem Himmel, der mit Sonnen-, Mond- und Sternenaugen schirmend und bewahrend auf sie niederblicken möge! Sie steht im Schutz der biederen Einwohnerschaft dieser Stadt und in der Obhut ihres hochachtbaren Stadtrats; ja, sie steht hier buchstäblich unter den Augen des erwählten Hauptes der Stadt, unseres allverehrten Bürgermeisters; auch das möge ihr ein guter Schutz und Schirm werden! Was aber auch im Lauf der Zeiten Sturm und Wetter oder Menschenhand an diesem Baum schädigen oder verderben mögen: eines wissen und bekennen wir heute an Luthers 400. Geburtstag: Die Lutherlinde kann zugrunde gehen, aber Luther und sein Werk, daß zum Gedächtnis wir die Linde pflanzten, wird dadurch nicht zu Grunde gehen. Gottes Wort und Luthers Lehre vergehen nun und nimmermehr.“

Hiernach wurde die Linde in das Erdreich gesenkt, und die Versammlung sang das Lied „Nun danket alle Gott“.

Erwähnt sei noch, daß am 14. November 1883 durch den Gießener Konzertverein in der Stadtkirche nachmittags um 4 Uhr das Oratorium „Luther in Worms“ (Dichtung von W. Hofmann, Musik von Ludwig Meisner) aufgeführt wurde. Die Leitung hatte der damalige Universitäts-Musikdirektor Ad. Feldner. Außer dem Akademischen Gesangverein wirkten hiesige Männervereine sowie Schüler der höheren Lehranstalten mit. Mehrere Solisten hatte man hierzu von auswärts berufen.

**Bilder aus dem hessischen Dorfleben.**

Zweite Folge.

Von A. L. — u. u.

(Fortsetzung.)

In meiner Kindheit haben die Leute im Dorfe ihr Brot selbst gebacken. Ob das jetzt noch so ist, weiß ich nicht, ich glaube aber, daß man mehr und mehr zum Tauschhandel übergegangen ist. Man gibt dem Bäcker Korn und empfängt dafür von ihm ein gewisses Quantum Brot. Früher wurde in jedem Bauernhause von der Hausfrau der Teig bereitet. Dicht neben dem Ofen stand die große Mulde. Am späten Nachmittag wurde der Teig geknetet, es wurde Sauerteig zugefügt, und nun ließ man den Teig in der Nacht „gehen“. Am frühen Morgen wurde er in Backkörben zum Bäcker getragen, nachdem man schon Tags zuvor das erforderliche Brennholz dorthin gebracht hatte. Ein Gemeindebackhaus gab es in der Gegend, die ich hier im Auge habe, nicht. Der Bäcker hatte vorn eine große Backstube mit Mulden und Tischen, dahinter lag, ein paar Stufen tiefer, der Raum, in dem gebacken wurde. Dieser Raum besaß in der Regel kein Fenster, er empfing sein Licht von der Backstube, war mithin in Dämmerung oder gar in Dunkel gehüllt. Aber er wurde durch das Licht, das aus dem Backofen drang, erleuchtet. Vorn stand man, namentlich wenn es draußen kalt war oder regnete, in diesem Räume, sah nach der Glut, die im Ofen brannte, beobachtete, wie der Bäcker die glühende Asche aus dem Ofen kratzte und dann die Laibe „hineinschoß“. Wenn sie gebacken waren, so wurden sie mit dem „Schießer“ herausgeholt, vermitteltst einer Bürste mit Wasser überstrichen und auf ein Brett gelegt, wo sie alsdann abkühlten. Im Backofen oder in seiner Nähe hatten Grillen ihre Unterkunft gefunden. Denke ich an einen Backofen — ich habe nach langer Zeit im vorigen Sommer wieder einmal einen solchen gesehen —, so höre ich im Geiste sofort das Gezirp der Grille, dem ich als Kind manchmal in der Dämmerung gelauscht habe. Es war dies ein anheimelnder Ton, namentlich am Abend, wenn ringsumher das Arbeitsgeräusch verstummt war und um neun Uhr die Turmglocke anzeigte, daß es Zeit sei, zu Bett zu gehen. Charles Dickens, der gemüthvolle, uns Deutschen so sympathische englische Schriftsteller (gestorben 1870), hat

in seiner Erzählung „Das Heimchen am Herde“ wunderbar das Grillengezirp mit dem Frieden am häuslichen Herde verwoben.

Wenn Brot gebacken wurde, so wurde allemale auch ein Kuchen aus Brotteig gebacken. Das war ein flacher, dünner Kuchen mit harter, brauner Kruste. Ich denke, daß die Kuchen, die man im alten Israel bereitete, von derselben oder ähnlicher Art waren. Wenigstens deutet das die Stelle 1. Mose 18, 6 an, wo Abraham zu Sara sagt: Gile und menge drei Maß Semmelmehl, knete und backe Kuchen. Dieser Kuchen aus Brotteig wurde „Flammkuchen“ genannt. Man aß ihn zumeist, wenn er noch warm war und die Butter, die man darüber gestrichen hatte, zerschmolz. Eine alte Sitte im Dorfe war, daß der Hausvater in eigener Person den Flammkuchen vom Bäcker nach Hause trug. Ich sehe noch, wie alte Männer im gestrickten Wams, auf dem Kopfe das Stulpfäppchen, am Morgen würdiglich über die Straße wandelten und auf der rechten Handfläche den Kuchen balanzirten. Hätten wir in dieser Zeit des Krieges morgens Flammkuchen zum Kaffee, wir brauchten uns nicht über unerschmackhafte, unzureichende Nahrung zu beschweren.

Natürlich konnte man nicht in jeder Woche backen, höchstens alle sechs Wochen geschah das. Somit war das Brot, das man aß, sehr oft altbacken. Es wurde, um es nicht allzusehr austrocknen zu lassen, im Keller aufbewahrt, aber die Folge war, daß es schimmelte und man die Kruste nicht essen konnte. Als Lohn für das Backen bekam der Bäcker kein Geld, sondern von einer gewissen Anzahl Laibe — ich glaube, von 10 oder 20 — wurde ihm ein Laib gegeben.

Aber es wurde nicht nur Brot gebacken. Was für Unsummen Kuchen wurden jeden Samstag gebacken! Ging man an diesem Tage durch das Dorf, so zog der süße Kuchenduft durch alle Gassen. An gewöhnlichen Samstagen backte man Zimtkuchen und sogenannte „dicke Kuchen“, das waren Kuchen aus Weizenmehl ohne Zusatz von Zucker. Im Winter kamen Griebenkuchen hinzu; die ausgelassenen Grieben, oft mit Apfelsüßchen untermischt, wurden auf den Teig gelegt. An Festtagen schwoll die Kuchenmenge gewaltig an. Napf- oder Bundkuchen wurden da außerdem noch gebacken, und wenn es die Jahreszeit erlaubte, Obstkuchen allerlei Art. Samstags oder an den Tagen vor einem Feste war der Bäcker gewöhnlich nervös. Er wurde aber auch schwer bedrängt. Jeder wollte seinen Kuchen möglichst rasch in den Backofen befördert haben, ohne die Reihe innezuhalten, mitunter brachten die Leute kein Meißel mit, und der Bäcker wettete in allen Tonarten. Lagen die Kuchen zum Auskühlen im Hausflur, so kam es wohl außerdem noch vor, daß Kinder darauf traten, oft so, daß man den Eindruck der Schuhmägel wahrnahm. War Kirchweih im Dorfe, so sammelte manche Familie Kuchenberge an,

ten Gedichte zu bilden und in den großen  
 Sack, den man umgehängt hatte, verpacken  
 den zu lassen. Man den ungenügenden Brenn-  
 stoffen waren keine mit allerhand Stroh  
 bedeckt, sie nahmen staarsteln oder sta-  
 ren aus, stühten das Geld oder staarsteln  
 beim aus, stühten das Geld oder staarsteln  
 um die besten Stroh, brennte stroh mit  
 leiter über das Land, und der Stroh  
 nach über das Land, und der Stroh

an denen eine Kompagnie Soldaten genug  
 gehabt hätte. Den Gästen, die von außerhalb  
 kamen, wurde noch eine ansehnliche Portion  
 in ein weißes Tuch eingebunden und beim  
 Abschied mitgegeben. *Tempi passati!* hat  
 einst bei einer gewissen Gelegenheit ein ita-  
 lienischer Diplomat gesagt, das heißt auf  
 deutsch: Zeiten, die vergangen sind!

Kam im November der erste Frost, so  
 wurden im Dorfe die ersten Schweine ge-  
 schlachtet. Frühmorgens drang der durch-  
 dringende Schrei der Tiere, die abgestochen  
 wurden, über die Straßen. Jede Haus-  
 schlachtung brachte reges Treiben in das  
 Haus. Die Frauen sorgten für kochendes  
 Wasser zum Abbrühen des Schweines, die  
 Männer halsen im Hofe dem Metzger. Sehr  
 gespannt erwartete man das Resultat des  
 Wiegens. Wer das schwerste Schwein schlach-  
 tete, dessen Name wurde einen Winter hin-  
 durch mit Ehren, vielleicht auch mit Neid,  
 genannt. Es war recht ärgerlich, wenn ein  
 Schwein während der Mästung nicht mehr  
 fressen wollte. Auch der Häfner, von dem  
 ich schon berichtet habe, trachtete darnach,  
 recht viel einzuschlachten, aber er selbst ver-  
 stand nicht mit der Wage umzugehen. Da  
 halsen ihm die Nachbarn und, da sie Spaß-  
 vögel waren, gaben sie ihm ein bedeutend  
 höheres Gewicht an, als es der Wirklichkeit  
 entsprach. Stolz erhob der gefoppte Mann  
 dann allemale das Haupt. Um die Mittags-  
 zeit wurde das für die Wurst bestimmte  
 Fleisch zerkleinert, die Handbeile hämmerten  
 auf dem Hackloze, ein Duft von frisch ge-  
 tochttem Fleisch, von Pfeffer, Majoran und  
 anderen Gewürzen zog durch das Haus. Ge-  
 gen abend kamen die ersten Würste aus dem  
 Kessel, der Tag endete mit der Mezelsuppe.  
 Auch wenn man dabei nicht Uhlands Mezel-  
 suppenlied anstimmte, so war es doch eine  
 feierliche, oft recht ausgedehnte Mahlzeit, bei  
 der alle Sorten der neuhergestellten Wurst  
 mit Ausnahme des Schwarzmagens auf den  
 Tisch kamen und mit Sauerkraut und Salat  
 verzehrt wurden. Bei diesen Mezelsuppen  
 wurde übrigens recht viel Interessantes er-  
 zählt, namentlich dann, wenn das Essen vor-  
 über war und die Männer die lange Pfeife  
 angezündet hatten. Mit Spannung lauschte  
 man, wenn der Metzger von seinen Erleb-  
 nissen im Mainfeldzuge des Jahres 1866  
 erzählte. Er hatte die Schlacht bei Laufach  
 als hessischer Soldat mitgemacht, wo die  
 Preußen durch die Ueberlegenheit ihres  
 Zündnadelgewehres rasch den Sieg davon-  
 getragen hatten. Man war bewegt, wenn  
 man hörte, daß da ein verwundeter, aber  
 später geheilter hessischer Soldat gerufen  
 hatte: Ach, meine alte Mutter! Man sah  
 dieses Gesecht als gewaltig an; denn der  
 Erzähler berichtete, er habe jedesmal, wenn  
 die Kugeln der Preußen über ihn dahinflie-  
 sen, den Gedanken gehabt: Jetzt nimmt es

dich mit! In diesem Weltkriege sind wir an  
 anderes gewöhnt worden, so daß wir den  
 Krieg vor 51 Jahren, der einen sehr raschen  
 Verlauf nahm, mit dem Kriege dieser Jahre  
 gar nicht vergleichen wollen. Der Erzähler,  
 von dem ich hier wiederum erzähle, wurde  
 dann im Gesechte gefangen. Bei dem Rück-  
 zuge der Hessen hatte er sich in ein einzeln  
 gelegenes Gehöft begeben, in dem eine Bier-  
 brauerei betrieben wurde. Die Frau des  
 Hauses, geängstigt durch den in nächster Nähe  
 sich abspielenden Kampf, bot ihm Kleider  
 eines ihrer Brauburschen an, wohl in der  
 Meinung, die Preußen würden den hessischen  
 Soldaten auf der Stelle erschießen. Dieser  
 aber lehnte ab. Das Hoftor wurde verschlo-  
 sen. Nach einer Weile hörte man draußen  
 Schritte, es wurde etwas unsanft gegen das  
 Tor geklopft, und eine energische Stimme  
 rief: „Sind Oesterreicher oder Hessen-Darm-  
 städter da?“ Aengstlich zögerte die Frau mit  
 der Antwort, da sagte der hessische Soldat:  
 „Ja, einer ist da“ und schob den Riegel zu-  
 rück. Die Preußen — es waren Westfalen  
 — traten ein und nahmen den Hessen ge-  
 fangen, natürlich, ohne ihm im geringsten  
 etwas zuleide zu tun.

(Fortsetzung folgt.)

**Kirchliche Anzeigen.**

Sonntag den 18. November.  
 24. nach Trinitatis.  
 Gottesdienst.

**In der Stadtkirche.** Vormittags 9½ Uhr:  
 Pfarrer Schwabe. — Vormittags 11 Uhr:  
 Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe. —  
 Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die  
 Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe. —  
 Abends 8 Uhr: Pfarrer Mahr. — Abends  
 8 Uhr: Versammlung der Ortsgruppe des  
 Evangelischen Bundes. Vortrag von Pfarrer  
 D. Waiz aus Darmstadt: „Luthers Fort-  
 leben im deutschen Volk“. — Dienstag den  
 20. November, nachmittags 4 Uhr: Frauen-  
 missionsverein. — Abends 8 Uhr: Vereini-  
 gung der konfirmierten weiblichen Jugend  
 der Markusgemeinde. — Mittwoch den 21.  
 November, abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde.  
 Pfarrer Schwabe.

**In der Johanneskirche.** Vormittags 9½  
 Uhr: Pfarrer Auzfeld. — Vormittags 11  
 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.  
 Pfarrer Auzfeld. — Abends 5 Uhr: Pfarrer  
 Bedtolsheimer. — Abends 8 Uhr: Bibel-  
 besprechung im Johannesaal. — Abends  
 ½8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten  
 männlichen Jugend der Lukasgemeinde. —  
 Freitag den 23. November, abends ½6 Uhr:  
 Vereinigung der konfirmierten weiblichen  
 Jugend der Johannesgemeinde.